

Die anderen Tage des Abschieds

Anne Hassel

Erzählung



ORANGE
CURSOR
.....

Die anderen Tage des Abschieds

Erzählung

Anne Hassel

Verlag Orange Cursor

Erstausgabe im Oktober 2013
als Orange-Cursor-E-Book
Alle Rechte bei Orange Cursor

Copyright © 2013
by Orange Cursor
A-9020 Klagenfurt
Schlossweg 6
www.orangecursor.com

ISBN 978-3-902963-04-8

1. Kapitel

Es ist ein Dienstagmorgen, als ich beschließe, mich umzubringen. Vor dem Fenster der Tag, halbgrau, verwaschen, er wird erst noch.

Ich blicke in den Spiegel und sehe ein blasses Gesicht mit tiefen, schwarzen Ringen unter den Augen, mit einem Sichelmund, eingelegt in Falten. So kenne ich mich nicht. Die Langsamkeit der Bewegung, als ich mich jetzt umdrehe und nach dem Türgriff fasse, alles kommt mir fremd vor. Mit siebenundfünfzig fühle ich mich wie eine Achtzigjährige.

Beim Verlassen des Bades spüre ich wieder diesen kurzen, stechenden Schmerz unterhalb des Rippenbogens, der mir für Sekunden den Atem raubt und der sich mehrmals am Tag meldet. Ich verbinde ihn mit der Krankheit, an der mein Vater starb und an deren Namen ich oft denke. Niemals aber würde ich ihn aussprechen oder einen Arzt aufsuchen, der meine Vermutungen bestätigen könnte. Mein Entschluss, aus dem Leben zu scheiden, nimmt mir die Angst, alleine in einem Krankenhaus auf meinen Tod zu warten, angeschlossen an Apparate, die ein menschenunwürdiges Leben verlängern würden.

Der Gedanke, bald nicht mehr hier sein zu müssen, lässt mich auch andere Dinge leichter ertragen. Den Besuch bei Juliane, meiner Cousine. Die sich immer sehr freut, wenn ich komme, die in mein Gesicht tastet, lacht, mich fragt, wer ich sei und was ich wolle, sie kenne mich nicht. Seit zehn Jahren geht das so. Auch ihre Mutter und meine Großmutter blendeten irgendwann alles aus und lebten in einer Welt, zu der andere keinen Zugang haben. Deshalb versetzt mich jedes Vergessen eines Datums, eines Namens oder eines Geburtstages in Panik. Panik, ich könne so enden wie meine Verwandten, eingeschlossen in eine Körperhülle - ohne Gegenwart, ohne Zukunft.

Oder meine ungeliebte Arbeit beim Finanzamt, vor der ich seit Jahren fliehen möchte, ohne es bisher getan zu haben. Drei Monate setze ich mir als Frist. Drei Monate Leben noch, danach soll Schluss sein. Einen Wunsch möchte ich mir allerdings in der Zeit erfüllen, die mir noch bleibt. Einen, der mich schon lange begleitet, mal mehr und mal weniger intensiv. Der immer dann auftaucht, wenn ich in meinen Erinnerungen wie in einem alten Koffer mit Andenken krame. Meistens am Abend vor dem Einschlafen. Manchmal verletzen mich die Gedanken an die Vergangenheit, dann liege ich die halbe Nacht wach, grüble, weine.

Ein anderes Mal bewirken sie genau das Gegenteil und dann träume ich mich zurück, erinnere mich an Ereignisse, die ich längst vergessen glaubte. Genieße diese Glücksmomente meines Lebens.

Jedenfalls soll die Erfüllung dieses Wunsches den Abschluss meines Daseins bilden. Der Betrag, den ich über längere Zeit erspart habe, wird mir die Lebensmonate ohne Arbeit ermöglichen. Und eine würdige Beerdigung, obwohl mir diese eigentlich gleichgültig sein sollte. Sie ist es aber nicht und ich lege den Ablauf der Zeremonie bis ins Detail schriftlich fest. Das erste Mal in den langen Jahren meiner Dienstzeit komme ich heute zu spät. Das erste Mal betrete ich das Gebäude nicht mit diesem seltsam bedrückenden, fast lähmenden Gefühl, sondern mit einer Schwerelosigkeit, die mich überrascht, da sie bis jetzt auf nichts außer einem bloßen Gedanken basiert.

Es ist still, obwohl sich in allen Räumen Menschen befinden. Im Flur riecht es. Ich kann diesen Geruch nicht beschreiben, er ist nicht unangenehm, eher seltsam erdig. Selbst mein blumiges Parfum, das ich noch im Freien wahrnehme, kann dieses Erdige nicht übertönen. Ich habe noch niemals zuvor den Mut besessen, ohne Anmeldung zu meinem Chef zu gehen. In all den vergangenen Jahren nicht. Nun tue ich es. Wie selbstverständlich betrete ich das Vorzimmer, laufe an der Sekretärin vorbei, die aufsteht, sich aber wieder setzt, als ich sie ansehe, den Kopf schüttele und klopfe. Warte das »Herein« nicht ab, sondern öffne die Tür und schließe sie wieder hinter mir. Huber nimmt die Hände von der Tastatur seines Computers. »Ja?«, fragt er und sieht in meine Richtung. Ich habe das Gefühl, er sucht nach meinem Namen.

»Langner«, sage ich. »Ich bin Frau Langner.«

Obwohl ein Stuhl vor mir steht, bleibe ich stehen, da ich nicht zum Sitzen aufgefordert werde. »Ja?«, wiederholt Huber und ich denke, warum sagt er das nur. Ich will, dass er mich fragt, was ich möchte, obwohl es im Grund gleichgültig ist, ob ich es ihm von mir aus erzähle oder nicht. Es gab mal eine Zeit, da beobachtete ich meinen Chef. In der Kantine, wenn er das beladene Tablett durch die Tischreihen balancierte und nach einem Platz suchte, den Bauch vor sich hertrug, als wäre er schwanger. Niemals setzte er sich zu mir, manchmal jedoch so, dass ich ihn genau betrachten konnte. Wie er in seiner Behäbigkeit in sich ruhte, das kleine Kinn auf dem größeren darunter lag und dieses beim Kauen der Speisen mit dem Hals fast eins wurde. Nach einer Weile verlor ich das Interesse an Huber, an seinem ewig gleichen Verhalten.

Irgendwie erwarte ich nun, dass er sich erhebt. Doch er rührt sich nicht, bleibt dick und feist sitzen, verschränkt seine Hände, zieht sie wieder auseinander, es knackt unangenehm.

»Ich kündige. Fristlos«, sage ich, und jetzt hört er auf mit dem unangenehmen Geräusch und starrt mich an. »Warum kommen Sie damit zu mir?«, fragt er, fährt mit der Hand über die Wange bis zu dem Leberfleck neben dem linken Nasenflügel, kratzt.

»Weil Sie mein Chef sind«, antworte ich und weiche seinem Blick aus. »Frau ... Langner, Sie wissen, dass das so nicht möglich ist! Sie müssen die Kündigungsfrist einhalten.«

Er spricht akzentuiert, lauter als zuvor, betont die Worte *Sie* und *Kündigungsfrist*.

In Anbetracht der verbleibenden drei Monate Lebenszeit lache ich. »Was gibt es da zu lachen?«

Er stützt sich mit den Händen an den Armlehnen ab, verharrt einen Augenblick, bevor er aufsteht. »Sie sind lange genug bei uns, um das zu wissen. Außerdem haben Sie die Kündigung bei der Personalabteilung schriftlich einzureichen, damit sie rechtlich wirksam ist«, sagt er.

Ich lache immer noch. Es ist wie ein Zwang, obwohl die Situation alles andere als lächerlich ist, ich gluckse, dann muss ich husten, kann nicht aufhören. Huber starrt mich an und ich werde mir der Peinlichkeit meines Verhaltens bewusst, ohne dass es mir wirklich peinlich ist.

Huber steht nun neben mir, das Gesicht gerötet, die Lippen ein schmaler Strich. Schon wieder könnte ich lachen. Er ist nicht größer als ich, nur breiter. Ich rieche seinen Atem, und ohne einen Blick auf die Kaffeetasse auf dem Tisch zu werfen, weiß ich, was er getrunken hat. Als er »Und?« fragt, drehe ich mich zur Seite und gehe zur Tür. Ich weiß nicht, ob er mein »Tut mir Leid« noch hört.

Die Sekretärin blickt kurz auf, ich winke. Eine vollkommen absurde Situation.

Im Flur ist wieder niemand, kein Laut dringt aus den Zimmern in dem weißgestrichenen, hohen Gang, in dem nur meine Schritte zu hören sind. Tack, tack.

Das Büro, in dem ich einen Großteil meines Lebens verbracht habe, die wechselnden Jahreszeiten hinter den Fensterscheiben beobachtete, betrete ich nicht mehr. Mit meiner Kollegin verbindet mich nichts, nicht einmal Erinnerungen. Ich habe die Tage, Monate und Jahre mit ihr schon aus dem Gedächtnis gestrichen, bevor ich ins Freie

trete. Es war ein langer Winter und der letzte Tag des Monats März zeigt sich nun mit frühlingshaften Temperaturen. Die Knospen an den Rhododendronbüschen vor dem Gebäude haben bereits die braunen Umhüllungen ihrer Knospen abgestreift, rosa ist nun die neue Farbe.

Es passt, alles passt. Ich überlege, ob ich Reue empfinde über meine Entscheidung. Doch da ist nur diese Leichtigkeit, diese ungewohnte, neue. Im nächsten Kaufhaus erstehe ich eine Sonnenbrille. Sie verdeckt nicht nur die Augen, sondern auch die Ränder darunter und ein kleines Stück Wange. Als wäre ein Teil meines Gesichts dadurch unkenntlich.

»Ich behalte sie auf«, sage ich an der Kasse. Mit zwanzig besaß ich einmal so etwas. Damals war ich unheimlich stolz darauf, bis meine Mutter meinte, ich sähe albern damit aus. Danach setzte ich nie mehr eine auf. Die Autos fahren genauso schnell, die Menschen hasten genauso hektisch an mir vorbei wie am Morgen. Nur ich, ich bin anders geworden. Kurze Zeit später öffne ich die Wohnungstür. Das einzige Wesen, das mich bestimmt vermissen wird, liegt auf dem Sofa und öffnet die Augen, dehnt sich, springt dann auf den Teppich, streckt die Vorderbeine, macht den Körper lang. Anschließend rollt sich die Katze auf den Rücken, möchte gestreichelt werden.

Ein festes Ritual, immer wenn ich nach Hause komme. »Komm, Fressen!«, locke ich und gehe voraus zur Küche.

Vor fünf Jahren, als mir das Tier zugelaufen ist, mir auf dem Nachhauseweg folgte und sich nicht mehr vertreiben ließ, habe ich lange überlegt, wie ich es nennen sollte.

Ich entschied mich für »Katze«, da ich jeden anderen Namen unpassend fand.

In kurzem Abstand folgt mir die Braunweißgetigerte, als sei es eine Gnade, dass sie das tue. Beim Öffnen der Futterdose drehe ich den Kopf zur Seite, der Geruch ist unangenehm. Auch nach so langer Zeit noch.

Mit singendem Ton in der Stimme rufe ich: »Mmh, gut!«, stelle den Napf aus Keramik auf den Boden und schiebe ihn ein Stück von mir. Fasziniert beobachte ich, wie ein Stückchen Thunfisch nach dem anderen von Katzes kleiner Zunge aufgenommen wird und zwischen den Zähnen verschwindet. Als ich später mit dem Tierheim telefoniere, achte ich darauf, dass sich die Katze nicht im Raum befindet. Natürlich ist mir das Unsinnige dieser Handlung bewusst, denn sie kann mich nicht verstehen. Doch irgendwie schäme ich mich für mein Vorhaben.

Später kommt eine Frau vorbei, sie ist klein, zierlich, fast ein Kind noch.

Es ist ein größerer Betrag, den ich ihr gebe gegen das Versprechen, dass es dem Tier gut gehen würde. Zusehen kann ich nicht, als die Katze versucht, den zupackenden Händen der Fremden zu entfliehen. Ich sehe auch nicht hin, als das Tier in die Enge getrieben und in den Käfig gesperrt wird. Nur das klägliche Miauen höre ich und es verfolgt mich noch lange.

Bis es dämmrig wird, sitze ich am Tisch, den Rücken rund, Kopf in die Hände gestützt. Nur ab und zu verändere ich meine Haltung und wische über die Augen. Als der Tag sich endgültig in der Nacht auflöst, stehe ich auf, mache das Licht an und ziehe die Vorhänge zu. Dann schalte ich den Computer ein und gebe in eine Suchmaschine »Suche Zimmer in WG Berlin« ein. Die einzige Möglichkeit, günstig in den nächsten Monaten zu wohnen. Erstaunt registriere ich die vielen Angebote. Fünf, die in Berlin-Kreuzberg Wohngelegenheiten offerieren, den Stadtteil, in den ich ziehen will, drucke ich aus.

Den ersten Anruf unterbreche ich schnell. Ein Zimmer mit acht Quadratmetern kommt für mich nicht in Frage. Nicht einmal jetzt.

Beim zweiten Anruf gefällt mir nicht, dass ich die Wohnung mit drei jungen Männern teilen soll.

Mit einer Frau unterhalte ich mich beim dritten Mal. Ja, ein Zimmer sei frei, da die Mitbewohnerin für einige Monate ein Praktikum in Australien mache. Alles wäre eingerichtet, ich müsse nur noch einziehen. Die Miete? Zweihundertfünfzig mit allem.

»Ja, ich komme«, sage ich.

In der Nacht träume ich von der Katze und Berlin. Wirre Gedanken in Traumfantasien.

Am nächsten Morgen kaufe ich eine Fahrkarte für den kommenden Tag.

2. Kapitel

Mit dem Bus fahre ich zum Bahnhof Hanau.

Ich blicke nicht zurück, empfinde keine Angst, das Vertraute, Gewesene zu verlassen, als ich durch die Unterführung laufe und den Bahnsteig 107 suche, den Rollkoffer hinter mir her ziehend. Das Geräusch, das dieser verursacht, ist unangenehm, ebenso wie das der anderen Koffer vor und hinter mir.

Der Frühling macht eine Pause, Nass aus grauen Wolken, Tropfen fallen vor mir auf die Schienen und den Schotter zwischen ihnen. Ich friere, ziehe den Mantel enger um mich.

Neben mir steht eine Frau mit grauen Haaren, rosig das Gesicht, der dunkle Mantel verdeckt den größten Teil der Beine. Sie drückt eine große Tasche an ihren Körper, geht ein paar Schritte nach rechts, stoppt, geht nach links, wiederholt. 11.19 Uhr.

Noch zehn Minuten. Ich schaue auf der Anzeigetafel wegen der Platzreservierung – Wagen 2, Platz 11.

Der Intercity kommt nach zehn Minuten Verspätung von links, fast geräuschlos. Wenn ich mich jetzt vor ihn fallen ließe, ginge es ganz schnell, Schmerzen nur ein Mal, kurz, heftig, vorbei. Ein Gedanke nur.

Platz 11.

»Entschuldigung, ich habe reserviert«, sage ich leise.

Zögernd steht der Mann mit der Kappe auf, greift im Zeitlupentempo nach seinem Rucksack, ein letzter Blick, fast aggressiv, dann ist er im nächsten Gang verschwunden.

Ich stelle den Koffer vor mich, ziehe die Beine eng an den Sitz.

Eine Mutter mit ihrem Kind sitzt schräg gegenüber. Wie wäre mein Leben mit einem Kind verlaufen?

»Wann sind wir da?«, fragt die Kleine.

»Bald«, antwortet die Frau, öffnet die Tasche, zieht eine Flasche mit einem Schnuller heraus und reicht sie weiter. Das Kind klettert auf den Schoß, lehnt den Kopf an die Schulter der Mutter, trinkt. Mit einer Hand dreht sie Locken in die zarten braunen Haare. Es erinnert mich an ein Bild von Sandro Botticelli.

Vor dem Fenster zerschneidet der Zug die Landschaft in zwei Hälften, Regentropfen klatschen an die Scheibe, der Wind zieht sie wie dicke Wollfäden nach unten und zur Seite, Sekunden nur, dann nehmen andere ihren Platz ein.

Meine letzte Bahnfahrt? Lichtjahre her.

Volker hatte mich gefragt, ob ich mit ihm verreisen wolle. Ich hoffte damals, er würde mich seinen Eltern vorstellen. Er erzählte selten von ihnen, komplizierte Leute erklärte er und trotzdem hätte ich sie gerne kennen gelernt.

»Wir fahren nach Miltenberg, eine ehemalige Kollegin besuchen«, sagte er und ich wusste nicht, ob er mein enttäuschtes Gesicht nicht bemerkte oder einfach nicht wahrhaben wollte. Damals war es Winter, ein schmuddeliger Winter. Einer, der mit seiner nebeligen Kälte durch die Kleidungsstücke drang, der die Natur nicht in Weiß einhüllte, sondern sie in hässlichen Grau- und Schlammtönen zeigte. Einer der sich endlos dahinzog, so wie der jetzt Vergangene.

Der Zug brachte uns von Hanau nach Aschaffenburg, nach längerem Aufenthalt der nächste weiter nach Miltenberg. Irma holte uns ab. Ihre Arbeit im Verlag in der Geburtsstadt der Gebrüder Grimm hatte sie der Liebe wegen aufgegeben. Sie begrüßte Volker mit Küsschen, mir gab sie kurz die Hand, lachte, fragte: »Und wann heiratet Ihr beide endlich?«

»Wir lassen uns Zeit«, antwortete Volker ohne mich anzusehen, setzte sich im Auto neben Irma, ich hinten. Volker erzählte von den Kollegen, was alles passiert war seit Irmas Ausscheiden, richtete Grüße aus. Irma gurrte, nahm mehrmals die rechte Hand vom Lenkrad, fuhr Volker durch die Haare, zupfte ihn am Ohr.

Irgendwann blickte sie über die Schulter und sagte: »Wo arbeitest du, Gisela?«

»Beim Finanzamt.«

»Ist das nicht schrecklich langweilig? Nur Vorschriften?«

Sie schüttelte sich, schaute wieder nach vorne.

Als ich nicht antwortete, unterhielt sie sich weiter mit Volker. Wir überquerten den Main, die Straße führte an einer Tankstelle vorbei, rechts ein alter Turm, ein Stück geradeaus, dann hielt Irma. Sie stieg aus, ging durch ein kleines Gartentor voraus, schloss die Haustüre auf.

Später schien mir, als habe Volker mich vergessen. Er saß mir gegenüber im Wohnzimmer, sah aber nie in meine Richtung, sondern nur noch links oder rechts, zu

seiner ehemaligen Kollegin und deren Mann, der sein Hobby, Autorennen, mit ihm teilte. Mitten unter ihnen spürte ich lähmende Einsamkeit. Dachte, wenn ich jetzt ginge, fiel es niemandem auf.

Krampfhaft überlegte ich ein Thema, das ich ansprechen konnte, das vielleicht alle interessiert hätte, doch mir fiel nichts ein. Nichts und so beließ ich es beim Schweigen.

Ich wusste, wie Volkers Traumfrau aussah. Ich entsprach nicht diesem Bild, Irma mit dem Barbiepuppengesicht, deren Haaren und der Figur schon eher. Im Fremdenzimmer war für uns das Bett gerichtet. Eine in goldenem Papier eingepackte Praline lag auf dem Kopfkissen. Volker liebte Süßes.

»Schlaf gut!«, flüsterte Irma später, voll mit Rotwein und den Erinnerungen an die gemeinsame Zeit im Verlag.

Volker blieb nicht lange wach. Außer: »Gute Nacht«, sagte er nichts, drehte sich zur Seite und sein gleichmäßiges Atmen begleitete mich wenig später in den Schlaf. Kurz vor zwei Uhr wachte ich auf, keine Ahnung warum, tastete mit der Hand auf die andere Seite, fühlte kalte Leere. Starrte Löcher in die Dunkelheit, bis ich gegen Morgen hörte, wie Volker, der Irma in sich trug, in die Betthälfte neben mir schlich, für den kurzen Rest der Nacht neben mich legte. Am nächsten Tag brachte Irma uns wieder zum Bahnhof. Im Gegensatz zum Tag davor hatten sie und Volker beim Frühstück nicht viel gesprochen. Irma stellte das Radio an, die Musik übertönte die seltsame Stimmung, diese knisternde Stille. Ihr Mann war schon früh aus dem Haus gegangen, arbeiten, sagte Irma und schaute dabei aus dem Fenster, als würde er draußen zu sehen sein. Dann fuhr sie uns nach Miltenberg-Nord zum Bahnhof. Wartete, bis der Zug kam, küsste Volker zum Abschied anders als zur Begrüßung, zärtlicher.

Drückte kurz ihren schmalen Körper an seinen. Volker erwähnte sein Fehlen während der Nacht mit keinem Wort. Weder auf der Heimfahrt noch später und ich sprach ihn nicht darauf an.

Vielleicht hätte ich es tun sollen.

Anschließend begann der Anfang vom Ende unserer Beziehung, die sich noch weitere zwei Jahre hinschleppte, in denen ich hoffte, bangte, um Volkers Liebe kämpfte. Eine Liebe, von der ich heute nicht weiß, ob sie je so richtig für ihn bestanden hatte und wenn doch, dann starb sie damals langsam, Tag für Tag, ohne dass ich es verhindern konnte, bis nichts mehr von ihr übrig war. Das Kind gegenüber schläft, den Mund leicht geöffnet. Ab und zu zuckt der kleine Körper, verändert die Lage ein wenig.

Als Volker nach diesen zwei Jahren die Wohnung verließ und ich nichts außer einem Zettel mit: »Machs gut« vorfand, war es auch Winter. Es schneite. Ich las und dann rannte ich nach unten, suchte im Schnee nach Spuren von Abdrücken seiner Schuhe, Wegweisern zu ihm. Idiotisch, wusste ich doch um die Aussichtslosigkeit und suchte trotzdem.

Danach habe ich nie mehr etwas von Volker gehört. Er wurde ein Fremder in meinem Alltag, ohne diesen allerdings endgültig zu verlassen. Wenn ich in seinen wenigen Briefen las, an dem Hemd roch, das er aus Versehen vergessen hatte, mein Gesicht darin vergrub, kehrte er in meine Erinnerung zurück. Und jetzt, am Ende meines Daseins möchte ich ihn nochmals sehen, mit ihm sprechen. Eine Erklärung verlangen, warum er damals einfach so aus meinem Leben verschwunden ist. Ich finde, das ist er mir schuldig.

Dass er jetzt in Berlin wohnt, weiß ich. Ein Bekannter aus der Zweisamkeit von früher, den ich durch Zufall traf, erzählte es mir. Mit niemandem von damals habe ich noch Kontakt. Es schien, als habe Volker alle Freunde mit sich genommen, als er mich verließ.

In der Hauptstadt Deutschlands sei er der Besitzer eines kleinen Buchladens, sagte der Bekannte, und dass es Volker gut gehe, er sich kaum verändert habe. Oft wäre er schon bei ihm zu Besuch gewesen. Wo Volker genau wohne, fragte ich nicht, tat so, als sei dieses Kapitel meines Lebens längst abgeschlossen, nach all den vielen Jahren bedeutungslos. Aber später stellte ich Nachforschungen an. Es dauerte nicht lange, bis ich herausfand, wo ich ihn antreffen konnte, wo sich in Kreuzberg sein Laden befand.

Kassel – Wilhelmshöhe.

Wie viele Menschen mit der Bahn fahren. Ich sitze mitten unter ihnen und doch alleine, weil mich niemand wirklich wahrnimmt. Ganz gleich, was ich nun tun würde, es wäre nur für den Moment bedeutend, denn ab dem Augenblick, in dem ich aussteige, erinnert sich sowieso niemand mehr an mich.

Ein beruhigender und unberuhigender Gedanke zugleich. Braunschweig – Berlin-Spandau – Hauptbahnhof.

Hier steige ich aus, die vielen Leute ängstigen mich, meine Handtasche halte ich fest und folge dem Taxischild. Nordausgang.